

*PAULO
LINS*

**SEIT
DER
SAMBA
SAMBA
IST** ROMAN

Aus dem brasilianischen Portugiesisch
von Barbara Mesquita und
Nicolai von Schweder-Schreiner

DROEMER 

Die brasilianische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel »Desde que o samba é samba« bei Editora Planeta do Brasil, São Paulo.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Mai 2015
Droemer Taschenbuch
Copyright © 2012 by Paulo Lins
By arrangement with Literarische Agentur Mertin
Inh. Nicole Witt e. K., Frankfurt am Main, Germany
Copyright © 2013 der deutschsprachigen Ausgabe
bei Droemer Verlag. Ein Unternehmen der Droemerschens
Verlagsanstalt Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Kirsten Reimers
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: Christian Aslund, Lonely Planet Images X /
CSA Images / Archive / FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-30407-5

5 4 3 2 1

*Dieses Buch ist Aloysio da Costa Sobrinho,
Mariana Lins, João Lins, Frederico Lins,
Sônia Cassab und Guilherme Campello gewidmet.*

»Nein! Jemanden nicht zu mögen, das kenne ich nicht. Ich kenne nur Mögen. Es gibt niemanden, den ich nicht mag. Ich habe keine Zeit, darüber nachzudenken, wen ich nicht mag, Leute zu beachten, die mir einen Grund geben, sie nicht zu mögen. Und selbst wenn das passiert und jemand etwas tut, das mir missfällt, dann nehme ich es gar nicht ernst. Es war vielleicht nur unüberlegt und nicht böse gemeint. So betrachte ich die Dinge. Ich grolle niemandem. Meinen Mitmenschen gegenüber Groll zu hegen ist unmöglich.«

ISMAEL SILVA

VOM BILD- UND TONMUSEUM RIO DE JANEIRO

ROTE, WEISSE UND goldene Lichter funkeln in allen Facetten, um den Sieg unserer Vorfahren zu vergrößern. Ihr seid Ruhmeskronen, wenn ihr uns in unseren Karnevalskostümen Durchlass gewährt, uns, deren Körper sich zu der Musik wiegen, die in der freizügigen Atmosphäre der Straßenecken, der Schnapsseligkeit der Kneipen, dem Glauben des ältesten der Candomblé-Tempel von Rio, der Cidade Maravilhosa, der Wunderbaren Stadt, erschaffen wurde. Wir haben aus dem Körper das Schönste gemacht, was das Leben zu bieten hat, denn er ist der einzige Daseinsgrund. Öffnet also die Hände und empfangt meine heiße Haut, streckt die Zunge heraus, um meinen glitzernen Schweiß zu lecken, breitet die Arme aus, die Beine, damit unsere Wärme mit der euren verschmelzen kann, denn in der Kunst bedeutet Liebe nicht zusammenzählen, geben oder teilen, sondern schenken.

Unsere Größe besteht darin, dass wir Menschen sind, denen die Poesie gehört, eines der Dinge, die uns absolut im Heute leben lassen, so wie jetzt: Die Trommler sind bereit, genau wie der Rest der Sambaschule, die Mitglieder und das Publikum kennen den Samba in- und auswendig. Die Kostüme sind leicht, damit sie die Bewegungen nicht einengen, und die Fahnenträgerin und der Zeremonienmeister gehen in ihren Schühchen im Gleichschritt.

Ich will erfreuen und verzaubern und mit meiner Darbietung und der meines Volkes alle unterdrückten guten Ge-

fühle erblühen lassen. Ich will eine Welt zeigen, die viel schöner ist als die, die man sich als Kind ausgemalt hat. Eine Welt, wie man sie sich gewünscht hat, als es noch möglich war, »unterwegs einer Fee zu begegnen und sie um Millionen Sternschnuppen und einen Zaubermond zu bitten, der mit einem sprechen würde« – wie João Jeha Lins sagt – und um das Wohlwollen der ganzen Welt. Diese Bitten werden nun von der Kunst erfüllt. Auch sie erhört Wünsche und ist farbenfrohe Verführung.

Der Ansager kündigt unsere Schule an, über der Avenida Presidente Vargas explodiert das Feuerwerk, der Hauptsänger stößt einen Schrei aus und stimmt zum Aufwärmen einen *Samba de quadra* an. Das Publikum erhebt sich unter Applaus und wiegt sich im Tanz.

Auf der Avenida Marquês de Sapucaí passiert zum Rhythmus der Hände, des Textes und der Füße der *Samba de enredo*. Der schönste gegangene, gesungene und getanzte Traum auf dieser bunten Straße. Nehmt meinen Kuss, meine Umarmung und meinen Händedruck für immer.

Paulinho Naval

SODRÉ BLIEB STEHEN, ging zwei Schritte zurück und verbarg sich hinter einem Laternenpfahl, als er Valdemar in Höhe der Bar do Apolo die Rua do Estácio entlang auf sich zukommen sah. Es war Zeit genug, sich heimlich davonzuschleichen und um die Ecke zu verschwinden, ohne dass der andere ihn bemerkte.

Er überlegte kurz und ging dann einmal um den Block, um Valdemar von hinten zu überraschen.

Das Rotlichtviertel war an diesem Morgen wie ausgestorben.

Er würde keine Probleme mit der Polizei bekommen, wenn er seinen schwarzen Nebenbuhler tötete, schließlich war er weiß und Staatsbeamter bei der Bank von Brasilien. Vor allem aus diesem Grund war er auf Valdirenes Idee eingegangen. Noch nie war ihm in den Sinn gekommen, jemanden umzubringen, nicht einmal Brancura. Wäre nicht die Liebe, er würde das tödliche Verbrechen nicht begehen.

Nun würde er versuchen, Valdemar mit dem Messer zu töten. Wenn nötig, würde er ihm etwas Blei verpassen, zumal er für alle Fälle in seinem Hosenbund eine Pistole stecken hatte. Aber er würde versuchen, ihn mit dem Messer zu töten, das erregte weniger Aufsehen. Er musste sofort die Halsschlagader treffen, mit einem einzigen Streich, ohne dem anderen große Schmerzen zuzufügen. Bloß keine zahllosen Stiche für nur einen einzigen Tod. Er wollte

kein sprudelndes Blut, wollte nicht einen Menschen unter seinen Händen langsam sterben sehen, das würde er nicht ertragen.

Eigentlich müsste Brancura als Erster dran glauben. Er war ihr Zuhälter, war der Gefährliche, dieser alte Gauner vom Largo do Estácio, eine janusköpfige Schlange, ein zweischneidiges Schwert. Valdemar war bloß ein verliebter Dummkopf, ein junger Kerl ohne die geringste Ahnung von den Konflikten, die es im Leben gab. Aber wenn eine Frau sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, war nichts zu machen. Valdirene wollte, dass Valdemar vom Erdboden verschwand. Ihn aus dem Verkehr zu ziehen war ein Beweis für Sodrés Liebe und seiner Verbundenheit mit ihr. Valdemar betrat die Bar do Apolo, nahm von Brancura einen Revolver in Empfang, steckte ihn sich in den Hosensack, begab sich zur Ecke und postierte sich dort.

Brancura ging in das Stadthaus einer seiner Nutten, um von seinem Logenplatz aus alles zu beobachten. Eigentlich hätte er auf die Rache verzichten können, jetzt, da er mit dem Gedanken spielte, dieses Leben hinter sich zu lassen und seiner wahren Bestimmung zu folgen, schöne Verse und himmlische Melodien zu erschaffen, seiner Bestimmung, Samba zu komponieren, so wie Bide, Silva, Bastos, Baiaco, Edgar und all die anderen aus seiner Gegend, denen die Kunst zur Religion geworden war. Wozu das also? Würde er nicht die Jungfrau seiner Träume heiraten? Wozu die Rache? Warum wollte er immer der Schlaueste sein? Der Boss?

Seu Tranca-Rua da Calunga Grande hatte ihm gesagt, wenn er seinen Rat befolgte, würde sein Leben den Lauf nehmen, den er sich immer gewünscht hatte: Er würde

eine Arbeit finden, seine Musik würde sich verkaufen, und er würde in demselben Tempel wohnen wie die Frau, die ihm wahre Lust schenkte. Wozu also sollte der Portugiese in diesem Komplott sterben, das er geschmiedet hatte? Bloß um sich und seinen Freunden zu beweisen, dass er unter den Gaunern der Obergauener war? Das war hässlich. Idiotisch. Im Grunde seines Herzens hatte er doch bloß den vagen Verdacht, dass Valdirene bei Sodré sexuelle Erfüllung fand. Er hatte nie nur auf Macumba, die von seinen afrikanischen Vorfahren stammenden Religionen, gebaut, obgleich er genügend Erfahrung besaß, um zu wissen, dass sein spirituelles Leben auf eine Stufe zurückfallen würde, auf der die Schwingungen seiner Aura keine Kraft für einen Aufstieg der Seele mehr besäßen. Warum also machte er das? War es nicht dumm, wissentlich Fehler zu begehen wie ein Kind, das von Vater und Mutter nicht richtig erzogen worden war? Wie ein Kind, das vor Wut aufstampfte? Der Mensch hatte solch törichte Gefühle. Es gab Menschen, die an Situationen voll negativer Kraft ihre Freude hatten. Einfaltspinsel ohne echten Glauben.

VALDIRENE GING LANGSAM und gesenkten Blicks auf die Bar do Apolo zu. Ihr war nicht leicht zumute bei dem Gedanken an das, was geschehen würde. Alles nur wegen ihrer Schönheit, ihres Körpers und ihrer Liebeskünste. Bei ihr stand jeder auch nach mehreren Malen noch wie eine Eins. Bei ihr wurde aus jedem Mann ein großartiger Hengst. Sie begehrten sie immer wieder aufs Neue. Ihr gefiel es, und vielleicht kaufte sie deshalb ständig Kleider, Cremes, Lippenstifte, Schminke, die sie gar nicht brauchte. Geborene Liebeskünstlerinnen waren eben unverbesserlich.

Mehr als einmal hatte Brancura mit Ohrfeigen und Faustschlägen Caboclos bestrafen müssen, Indianermischlinge, die aus Liebe zu der schönen, schwarzen Valdirene ihre Familie verlassen wollten und Versprechungen machten, die sie doch nicht halten konnten.

Valdirene hatte durchaus mit dem Gedanken gespielt, ihren Zuhälter wegen seiner Probleme mit der Polizei, seines krankhaften Durchsetzungswillens und seiner mörderischen Eifersucht zu verlassen. Wenn sie es bisher noch nicht getan hatte, dann wegen der Sicherheit, die er ihr im Hurenviertel bot. Und aus Liebe. Einer zwar schon etwas angeschlagenen, viel beweinten Liebe mit bösen Überraschungen, die aber immer noch Liebe war.

Valdemar tat ihr leid. Er liebte sie wirklich und wollte nur ihr Bestes. Auch Sodr  missfiel ihr nicht, und sie begehrte

ihn sogar sehr: Er hatte Ähnlichkeit mit Alves, dem derzeit beliebtesten Radiosänger, ein gutaussehender, gut angezogener, angenehm riechender Mann, der stets einen Hauch von Sauberkeit verströmte. Sie bestellte ein Glas Johannisbeersaft, blickte hinaus auf das Treiben der Straße und sah, dass Brancura vom Fenster aus alles beobachtete. Bevor er um die Ecke bog, wurde Sodrés Bedürfnis, Brancura umzubringen, immer größer, vielleicht müsste er Valdemar dann gar nicht töten. Valdemar würde aus Angst fliehen, und so müsste Sodré sich nicht mit zwei Verbrechen belasten. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatte er, von Eifersucht getrieben, mit dem Gedanken gespielt, den Jungen umzubringen. Nur Valdemars Vaters Ernesto wegen hatte er es nicht getan, ein Mann, vor dem er stets Respekt empfunden hatte wegen der feinen Umgangsformen, mit denen er jeden behandelte. Warum er allerdings einen derart einfältigen Sohn hatte, der sich unbedingt als Gauerner aufspielen musste, war Sodré schleierhaft.

Im Grunde fragte er sich misstrauisch, weshalb Valdirene wohl von ihm verlangt hatte, Valdemar zu töten. Einfach so, aus heiterem Himmel. Wollte sie ihm damit bedeuten, dass er ihr Mann war? Oder wollte sie damit ihren Zuhälter eifersüchtig machen, aus irgendeinem typisch weiblichen Grund? Benutzte sie ihn? Wenn er jetzt entgegen ihrer Bitte, Valdemar zu töten, Brancura umbrachte, würde sie dann ohne weiteres bei ihm bleiben? Es war zu spät, das jetzt alles noch genau herauszufinden: Zuerst würde er Valdemar und dann Brancura töten. Von den Resten seines verletzten Stolzes war er ganz verwirrt.

Als er Valdemar an der Ecke erblickte, zog er das Messer aus der Tasche und rannte los.

»DIE POSSEN, DIE Dickköpfigkeit und die Dummheit mancher Leute sind dafür verantwortlich, dass Gott und die Heiligen unser Leben auf Erden, im Himmel und im Fegefeuer beherrschen. Alles nur, damit wir genügend Aberwitz, Kraft, Energie, Vernunft, Intelligenz, Selbstachtung aufbringen und die Brust herausstrecken, um unseren Lebensunterhalt zu verdienen. Um als normale Menschen glücklich zu sein mit unseren Kindern, Enkeln und Urenkeln und dann an Altersschwäche zu sterben. Das nämlich ist der Tod, den achtbare Menschen sterben! Und dafür muss man ein anständiges Leben führen, Kraft zum Arbeiten haben, sich bilden. Immer vorwärtsstreben, um Licht, Glück und Erlösung durch die Götter zu finden. Sonst bringt man es zu nichts im Leben, so wie Ernesto und Valdemar. Die sind stehen geblieben, versackt beim Billard, beim Hütchenspiel, bei der Capoeira, im Alkohol. Sie bekommen ihr Leben nicht ins Lot wegen der leichten Mädchen im Hurenviertel. Valdemar hat schon seit Jahren keine Kirche mehr betreten, um ein Vaterunser, ein Ave-Maria oder das Credo zu beten. Zum Macumba geht er nur am Tag von Exu, um Seu Tranca-Rua do Cruzeiro das Almas um Schutz auf der Straße, Eintracht mit den Mädchen und Sicherheit zu Hause zu bitten. So ein Unfug. Ich dagegen lasse keinen einzigen Sonntag verstreichen, ohne in die Kirche zu gehen, und keinen Donnerstag ohne Macumba, denn wenn Gott mich nicht erhört, dann tut es Oxalá. Zwei

Väter sind besser als einer. Nur in der Hölle können beide nichts mehr ausrichten. Wenn Valdemar dort landet, dann weil er selbst es so gewollt hat«, dachte Tia Amélia, während sie auf einem Baumstumpf vor dem Holzofen saß.

Sie lauschte dem halben Kilo Rinderbrust, das im Eisentopf leise vor sich hin schmurgelte. Gerade hatte sie etwas Wasser nachgegossen und die Kartoffelscheiben hineingelegt. Noch ein Stündchen, und sie könnte den Topf vom Feuer nehmen und neben den Herd stellen, damit er warm bliebe, bis Valdemar zum Mittagessen käme. Er brauchte etwas Kräftiges. Schon seit Freitag ernährte er sich von nichts als Schweinegrieben und anderem ungesunden Zeug, das es in der Kneipe gab. Nahrhaftes hatte er höchstens in Form eines Zuckerrohrsafts am Largo do Estácio zu sich genommen, aber mitunter hielt er sich auch gleich an den Paraty, den Zuckerrohrschnaps. Ein Taugenichts.

Es war noch nicht allzu viel Zeit vergangen, da musste Tia Amélia ins Rotlichtviertel hinuntergehen, in Gedanken ganz bei Seu Tranca-Rua do Cruzeiro das Almas und Seu Tranca-Rua da Calunga Grande. Eine erschrockene Nachbarin war vorbeigekommen und hatte berichtet, Valdemar sei dort in eine Messerstecherei verwickelt.

Nun ging Tia Amélia die Rua Maia Lacerda entlang und versuchte, Ruhe zu bewahren und ihren Geist auf Oxalá zu richten.

Valdemar hatte am Freitag das Haus verlassen. Inzwischen war bereits Sonntag, und bis zur Mittagstunde war er nicht zurückgekehrt. Sie war ihm schon etliche Male durch das Gassengewirr des Hügels und über den Largo do Estácio gefolgt, um ihn nach Hause zu holen. Seine Antwort war stets die gleiche:

»Du kannst ruhig schon vorgehen, Mutter, ich komme gleich nach.«

Aber dann konnte er sich doch nicht von der Straße loseisen. Dass sie ihren Sohn von einer Prügelei wegholen musste, war etwas, das sie bei Ernesto nie hatte tun müssen. Er war an den vielen salzigen Appetithäppchen, die er in den letzten zehn Lebensjahren gegessen, und dem vielen Paraty, den er getrunken hatte, gestorben.

Tia Amélia wusste nicht, dass Ernestos Liebe nur der Musik gegolten hatte, die im Rotlichtviertel an der Praça Onze, im Kananga do Japão und im Haus von Tia Almeida gespielt und gesungen wurde, die Musik aus Pequena África eben, jenen armseligen Vierteln, in denen die Nachkommen der Sklaven aus Afrika lebten, wie João do Rio sie beschrieben hatte. Mit ihrem Gerede wollten böse Zungen Tia Amélia nur beunruhigen, die in Wahrheit nie genau verstanden hatte, warum Ernesto sich im Hurenviertel herumtrieb. Die Klatschmäuler machten sich das zunutze, um sie zu ärgern, nicht etwa, weil Tia Amélia hübsch oder ein schlechter Mensch gewesen wäre. Die Leute waren bloß neidisch auf sie, weil sie intelligent war und sogar bis zum zweiten Jahr die reguläre Ausbildung an der Lehrerschule von Estácio absolviert hatte. Sie war so gebildet, dass sie den Kindern, die auf der Grundschule und im Gymnasium nicht mitkamen, Nachhilfeunterricht gab und Zeitungen, Zeitschriften und Bücher las. Kurzum, sie gehörte nicht zu denen, die an anderer Leute Türen tratschten oder mit Geschwätz die Zeit vertaten. Für sie hatte der Spaß stets seine Grenzen gehabt, und sie hatte nur deshalb nicht zu Ende studiert, weil sie arbeiten gehen musste. Valdemar hingegen war ein hoff-

nungsloser Fall. Wenn freitags der Mond seinen ersten Schein am Himmel aufleuchten ließ, ging es mit ihm durch. Das ganze Wochenende war er unterwegs und machte die Nacht zum Tag, was keiner Mutter Freude bereitete. Ein Streuner.

Tia Amélia rannte inzwischen fast und flehte zu Jesus Christus, er möge den Streit beenden, und zu Exu, er solle ihrem Sohn und Sodr  befehlen, rasch Vernunft anzunehmen, um einander nicht zu verletzen. Ein Wort, eine Geste, eine Pose, die der Verdammnis Einhalt geb te, die den Hass, die Torheit der Dummköpfe besiegte. Tia Amélia wusste, sie konnte den Göttern vertrauen.

Im Rotlichtviertel prügelte man sich wegen jeder Kleinigkeit, und bei den meisten Auseinandersetzungen ging es um Frauen. Es war das erste Mal, dass Tia Amélia dort hineinging, um Valdemar herauszuholen, denn als Ernesto noch lebte, hatte er stets mit den fadenscheinigsten Argumenten erklärt, eine Frau aus einer anständigen Familie habe im Hurenviertel nichts zu suchen. Aber sie wusste ganz genau, dass die Prostituierten mit den Männern für Geld alles machten. Und die Schwulen? Das hatte sie am meisten verletzt: Die Nachbarinnen hatten behauptet, ihr Ehemann habe sogar mit einem Transvestiten aus dem Lapa-Viertel etwas gehabt. »Wenn ein Mann nichts taugt, dann taugt er wirklich nichts.«

»Und dabei ging es nicht nur darum, dass sie ihn sich hinten reingeschoben haben, sie haben sich sogar auf den Mund geküsst«, sagte das boshafte Volk.

Beim Eintreffen sah Tia Amélia ihren Sohn am Boden kauern und von der gegenüberliegenden Stra senseite zu ihr her berschauen.

Das Problem war, dass Valdemar sein ganzes Geld Valdirene zusteckte, um stundenlang, manchmal sogar tagelang, bei ihr sein zu können. Weil er ein hervorragender Spieler war, ging er in den Billardsalon in der Rua Machado Coelho, gewann eine Stange Geld und kehrte wieder zu Valdirene in ihr Zimmer zurück. Sie wimmelte Sodr  in der letzten Zeit immer häufiger ab, der an den Wochenenden mit seinem Gehalt eines staatlichen Beamten das Gleiche machte wie Valdemar.

Brancura, Valdirenes Zuhälter, tat so, als wenn nichts wäre, hielt sich aber auf dem Laufenden. Das ging so weit, dass Zilda, die Zweith bscheste des Viertels, der Liebling aller, ihm anvertraute, sie habe einmal mit angehört, wie Valdirene zu Sodr  sagte:

»Vögele mich, du liebeshungriges Tier, und halt mir den Mund zu, sonst schreie ich. Oh, ich komme, mach weiter, mach weiter, mach weiter! Ich komme!«

»Es war so, wie ich es dir sage«, erklärte Zilda ihm obsz n gestikulierend in einer stillen Stunde.

ALS SODRÉ UM die Ecke bog, sah er, wie Tia Amélia zielstrebig auf ihren Sohn zuing. Sie zog ihm die Waffe aus dem Hosensbund und warf sie weit fort. Valdemar rannte dem Revolver nach, bückte sich, ergriff ihn und steckte ihn zurück in den Bund, woraufhin Tia Amélia sich auf ihn stürzte, ihm die Waffe erneut entriss und sie in ihrem Büstenhalter verwahrte.

»Lass uns gehen, mein Sohn, das hier ist kein Ort für dich, du kommst aus einer anständigen Familie. Geh mit deiner Mutter mit.«

Tia Amélias flehentliche Bitte lockte die Leute aus der Bar do Apolo auf die Straße. Als Valdemar bemerkte, dass Valdirene sich zu der Gruppe gesellte und beobachtete, wie seine Mutter ihn ausschimpfte, stieg ihm das Blut zu Kopf, und er versuchte abermals, Tia Amélia die Waffe zu entreißen.

Sodré zog seine Pistole.

»Es ist besser für dich, wenn du sie dir nicht wiederholst!«
Er kam näher.

»Überlass den Revolver deiner Mutter, sonst bist du auf der Stelle tot. Du weißt nicht, wo du dich hier befindest. Nur wegen deines Vaters, der von allen hier geachtet wurde, habe ich dich bisher am Leben gelassen. Er hat nie eine der Frauen hier angerührt, mit Zuhälterei wollte er nichts zu tun haben. Seine Welt war die Musik, er liebte es, ausgelassen zu feiern und hat sich nie als Mutprotz oder als

Frauenheld aufgespielt, weil sein Leben ein anderes war. Für dich ist das hier auch nichts, und du willst das ändern? Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.«

Tia Amélia stellte sich vor Valdemar.

»Wenn du ihn umbringen willst, musst du zuerst mich töten.«

»Dann werdet ihr beide sterben« antwortete Sodr .

Ein Schuss krachte los. Dann herrschte völlige Stille. Sekunden später trat Brancura in dem kleinen zweistöckigen Haus mit angelegter Waffe hinter der Gardine hervor.

»Valdemar und Tia Amélia, legt die Waffe auf den Boden und lasst euch nie wieder hier blicken. Nie wieder! Und du da, du wartest, mit dir habe ich noch ein Wörtchen zu reden. Lass den Grünschnabel mit seiner Mutter gehen. Eine achtbare Dame bedroht man nicht. Du wirst dich jetzt mit mir unterhalten.«

»Ich wollte ihr gar nichts tun.«

»Du hast aber was anderes gesagt. Wort und Tat sind ein und dasselbe.«

LEICHTEN SCHRITTES GING Tia Amélia zurück nach Hause. Die Last, die sie jahrelang mit sich geschleppt hatte, war auf der Straße zerschellt. Wie gerne wäre sie jetzt den Klatschmäulern begegnet und hätte ihnen ins Gesicht gelacht, lauthals, um all die giftigen Beleidigungen und den Neid abzuschütteln.

Die Luft war frischer, und der Tag verhieß ein neues Leben erhobenen Hauptes. Am wolkenlosen Himmel sah sie Ernestos Gesicht vor sich, sah, wie er sie anlachte.

Als Seu Antônio das Cabras auf dem Bürgersteig an ihr vorüberging, schien er die Dinge zu erraten:

»Wenn man Gott im Herzen trägt, kommt alles irgendwann ins Lot!«

Tia Amélia winkte ihm zustimmend zu und dachte an das, was Sodr  über ihren Mann gesagt hatte. Die Sonne, die auf das Pflaster brannte, störte sie nicht. Ernesto war ihr treu gewesen.

Valdemar folgte ihr schnellen Schrittes und mit gesenktem Kopf. Die Freude seiner Mutter nahm er gar nicht wahr, sondern überlegte fieberhaft, wie er Sodr  und Brancura umbringen könnte, damit Valdirene für immer seine Frau würde und bei ihm bliebe. Er würde sich zu Hause ausruhen und dann zu Bartolo, dem Spanier mit dem Stoffgesch ft in der Rua Haddock Lobo, gehen und sich bei ihm eine Waffe besorgen. Noch am selben Tag würde er die beiden töten. So war er zu seiner Mutter, er bemerkte sie

gar nicht. Ihr Leid und ihre Freude entgingen ihm oder waren ihm gleichgültig. Sie war ein Mensch, der sich um ihn kümmerte, wenn er wollte, mehr nicht. Ein Mensch, den er liebte, aber nicht achtete.

Tia Amélia schaute ihn an, ohne dass ihr Gesicht den sanften Ausdruck verlor, den es angenommen hatte. Sie dachte an den glücklichsten Tag in ihrem Leben zurück, vor zweiundzwanzig Jahren, als sich bösen Zungen zufolge der Geist, der den Körper ihres Sohnes heute bewohnte, in einem Übergangsstadium befunden hatte und sich für eine neue, bessere Inkarnation bereitmachte. In einem Anfall von ängstlicher Ungeduld und totalem Wahnsinn jedoch hatte er heimlich seine Reifungsstufe verlassen und sich auf die Erde begeben, wo er sich vor der Möse der erstbesten schwangeren Frau, die er erblickte, postiert hatte, nicht ohne zuvor den anderen, vorbestimmten Geist gegen dessen Willen verjagt zu haben: Dieser hatte seine Lehrzeit schon absolviert, um in Ruhe einen neuen Zwischenaufenthalt auf der Erde zu genießen, bei dem seine Aufgabe darin bestand, den Planeten durch Taten zu stärken, die von Gemeinsinn, Ehrlichkeit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit geleitet waren, und da saß er nun und wartete auf seine Reinkarnation. Ohne jede Erlaubnis und ohne jedes Verdienst hatte Valdemars Geist sich, als er die leichtsinnige Vagina belagerte, des Kopfes jenes noch seelenlosen Körpers bemächtigt. In dem Maße, wie sich das Wesen aus Tia Amélias Bauch löste, ergriff der Geist vom rastlosen Körper Besitz für das Leben, das Valdemar jetzt im Herzen des Hurenviertels führte.

Als die Hebamme ihn an den Füßen hochhob, verspürte er einen intensiven, wachsenden Schmerz, der noch stärker

wurde, je mehr er sich erfolglos bemühte zu schreien. Für die Befreiung waren zehn Klapse vonnöten. Er schrie. Der Schmerz verging, als er in Tia Amélias Armen lag und gierig die erste Milch einsaugte, die aus ihren Brustwarzen strömte. Nachdem die Hebamme das Messer auf dem Stein gewetzt hatte, wusch sie ihn mit Seifenlauge und Alkohol, ließ ihn an der Luft trocknen, zertrennte die Nabelschnur, und so war der Dummkopf bis zu diesem Tag im Hurenviertel herumgestrolcht. Sein Verhalten bedurfte der Korrektur, er musste zu Verstand gebracht und ordentlich durchgeschüttelt werden.

Daheim angekommen, trug Tia Amélia das Essen auf, wartete ab, bis ihr Sohn aufgeessen hatte, und verließ, sobald er eingeschlafen war, das Haus. Zwei Stunden später kehrte sie mit sechs Männern zurück, die den noch immer schlafenden Jungen verprügelten. Valdemar versuchte sich zu wehren und wollte von seiner Mutter wissen, was los sei. Er rannte von einer Ecke in die andere. Jedes Mal, wenn er aus der Tür flüchten wollte, an der seine Mutter stand, bekam er einen Schlag verpasst, der ihn zu Boden warf.

Nichts anderes hätte sie tun müssen, als Valdemar auf die schiefe Bahn zu geraten begann: Sie hätte ihrer Lebenserfahrung nach handeln und wissen müssen, dass ihr Sohn des Korrektivs eines Vaters oder eines Menschen bedurfte, der diesen vertrat. Genau, er brauchte Schläge von einem älteren Mann, der die Rolle des Vaters einnahm, um den Herumtreiber zu kurieren. Sie war nur deshalb nicht zu den Verwandten ihres verstorbenen Mannes gegangen, weil sie das Gefühl hatte, diese würden sie verachten, weil sie mit Ernesto am Ende seines Lebens so viel gestritten

hatte und weil sie ihnen stets mit Abneigung begegnet war, schließlich hatten sie sich gemeinsam mit ihrem Mann im Rotlichtviertel herumgetrieben. In ihrer diffusen Verachtung hatte sie die Nase gerümpft und sich von ihnen abgewendet. Die schlimmsten Knoten im Leben waren die, die man ohne Not aus bloßer Einbildung erfand. Sie verursachten nur überflüssiges Leid. Idiotisch.

Im Grunde aber wollte Tia Amélia zeigen, dass sie ihren Sohn alleine großgezogen hatte, ohne die Hilfe der anderen, ohne die Familie des Toten um Unterstützung zu bitten. Sie hatte ihren Stolz und ihr Schamgefühl. Zum Glück aber drehte sich die Erde immer in dieselbe Richtung, und man sah sich in diesem Leben früher oder später immer wieder.

An diesem Tag hatte das Leben es gut gemeint, denn bis hierher war alles, was passiert war, zu ihren Gunsten ausgegangen. Alles lief darauf hinaus, dass sich Tia Amélias Leben für immer verändern sollte, ein Leben, das von nun an aus Reue und ein klein wenig Freude bestehen würde. Wie oft hatte sie Ernesto vergeblich verflucht und unnötige Tränen vergossen. Danach hatte es nur noch dieses tränenschwere Lächeln und den Wunsch zu sterben gegeben, um ihm vielleicht irgendwann wieder nahe zu sein, damit alles von vorne beginnen könne, selbst wenn dies nur für die Seelen möglich wäre. Es wäre sehr viel besser, sich von dem Zorn zu befreien und nur noch ein Lichttropfen in der Unendlichkeit zu sein.

Jetzt hieß es, das Leben, das ihr bisher keine Ruhe geschenkt hatte, zu vergessen. Irgendwann war ihr sogar der Gedanke gekommen, Valdemar könnte in der Kaserne zur Vernunft kommen. Sie hatte all ihr Vertrauen in den Mili-

tärdienst gesetzt, aber nicht einmal zum Soldaten taugte der Halunke: Wegen seines krummen Rückens wurde er nicht eingezogen. Tia Amélias letzte Hoffnung war dahin. Deshalb verließ sie nun in unerschütterlicher Absicht die eingetretenen Pfade und suchte Hilfe bei Ernestos Verwandten, bei denen, die schon vor langer Zeit die Stelle von Valdemars Vater hätten einnehmen können: Das waren der ältere Bruder ihres Mannes, sein jüngerer Bruder, der ihr Gevatter war, sowie Valdemars drei Onkel und sein Großvater.

Das Blut, das dem Herumtreiber an verschiedenen Stellen aus dem Körper floss, kümmerte sie nicht. Der Großvater schlug mit dem Gürtel auf ihn ein, während die anderen ihm Faustschläge und Ohrfeigen versetzten, unter denen er allmählich erschlaffte und die Besinnung zu verlieren drohte. Trotzdem prügeln sie weiter, von Tia Amélia angespornt, bis der Junge bewusstlos war. Seine Mutter holte einen Eimer Wasser und schüttete es ihm ins Gesicht. Valdemar kam zu sich, jammerte wie eine Katze im Regen und bekam nun von seinen Züchtigern eine Standpauke zu hören:

»Wenn du dich weiter herumtreibst, gibt's wieder Saures«, warnte ihn sein Patenonkel.

Entkräftet lauschte Valdemar, ohne auch nur ein Stöhnen von sich zu geben, und schwor, nie wieder einen Fuß ins Hurenviertel zu setzen und Spiel, Alkohol, Gaunerleben, Messerstechereien und Capoeira aufzugeben. Er würde sich eine Arbeit suchen.

Die Männer waren gegangen, und in ihrer selbstgewählten Klausur kümmerte Tia Amélia sich nun um ihren Sohn, sprach aber kaum, während sie ihm kalte Kompressen auf-

legte. Im Bett, mit dem Kopf zur Wand liegend, ließ Valdemar sich von seiner Mutter pflegen. Er blieb einige Tage zu Hause, bis er Kraft genug hatte, um aufzustehen, nach Catumbi zu gehen und sich eine Stelle als Mechanikerlehrling in einer Werkstatt zu suchen, die sein ältester Onkel ihm genannt hatte.

Nach alledem sollte Gott Ernestos Seele mit ihrer späten, aber in aller Innigkeit erteilten Vergebung einen guten Platz zuweisen. Nun fühlte Tia Amélia sich stabiler, um sich dem Leben draußen zu stellen. Sie baute ihre Hütte aus, schuf Platz für zehn weitere Kinder im Hort, nahm das um den Kopf gewickelte Tuch ab, brachte die zerrissenen Kleider zur Näherin, fand wieder Vergnügen daran, sich um ihr Äußeres zu kümmern, und kaufte schließlich von dem Geld, das sie beiseitelegte, seit Valdemar sein Lotterleben aufgegeben hatte und sich an den Ausgaben beteiligte, neue Bücher.

Und auch den Garten brachte sie in Ordnung.